

Erzählen und Aufarbeiten?

Eine kritische Reflexion über narrative Interviews in Forschungen zu sexualisierter Gewalt im kirchlichen Kontext

Sebastian Justke und Johanna Sigl

1. Einleitung

Es ist Winter 2022 und wir sind in einer Mittelstadt im Harz, um ein Interview im Rahmen unseres Forschungsprojektes zu sexualisierter Gewalt zu führen. Unsere Interviewpartnerin hat als junge Frau sexualisierte Gewalt durch einen Pfarrer der evangelischen Kirche erlebt. Das Interview findet auf Wunsch der Interviewpartnerin in einer konfessionellen Bildungs- und Begegnungsstätte statt. Ebenfalls auf ihren Wunsch wird sie von der Beauftragten für Betroffene von sexualisierter Gewalt der dortigen Landeskirche begleitet, die zuvor den Kontakt zur Interviewpartnerin hergestellt hatte. Diese war neben ihrer institutionellen Funktion auch ausgebildete Trauma-Therapeutin. Ebenso äußerte die Interviewpartnerin in den telefonischen Vorgesprächen mit dem männlichen Wissenschaftler den Wunsch, dass das Interview nicht nur von ihm, sondern auch von einer weiblichen Kollegin geführt werden solle. Allen Wünschen unserer Gesprächspartnerin sind wir nachgekommen. Damit folgen wir einer am Prinzip der Offenheit und Kommunikation orientierten Forschungshaltung (Hoffman-Riem 1980; Rosenthal 2015: 40 ff.), die den Interviewpartner:innen das größtmögliche Vertrauen in die Interviewsituation erlauben soll.

In diesem Fall bedeutete dies also, dass wir zu viert für das Interview zusammentrafen. Die Beauftragte der Landeskirche repräsentierte durch ihre institutionelle Funktion eine inhaltliche Verbindung, zugleich verfügte sie über traumasensible Kompetenzen, die unsere Interviewpartnerin in der Interviewsituation als Ressource für sich nutzen konnte. Die Anwesenheit der Beauftragten der Landeskirche wurde für die Interviewpartnerin zu einer Stütze, indem sie ihr Verantwortung für ihre psychische Stabilität während der Interviewsituation zuwies. Dies geschah durch die von ihr festgelegte Sitzordnung, nach der wir Forscher:innen ihr gegenüber saßen und sie die Beauftragte der Landeskirche mit etwas Abstand an ihrer Seite platzierte. Bevor wir die Eingangsfrage im Interview stellten, bat sie ihre Begleitung um die Anleitung einer Atemübung, die ihr helfen sollte, in der Situation ruhiger zu werden. Der Dynamik der Situation folgend beteiligten auch wir Forscher:innen uns an der Übung.

Auch wenn die Interviewpartnerin sich viele Jahre nach Ende des Gewaltverhältnisses noch stark belastet durch ihr Erleben zeigte, wurde durch das offene Interviewsetting und unsere narrative Gesprächshaltung deutlich, dass sie sich den Raum, der sich ihr damit bot, im Laufe des Interviews immer selbstbestimmter aneignen konnte. Wie sich dies während des Interviews darbot, greifen wir im Folgenden weiter auf.

Mit dieser ersten knappen Skizze über die Gestaltung einer Interviewsituation möchten wir auf Fragen eingehen, die sich auf das Verhältnis von Wissenschaftler:innen und Betroffenen und deren jeweilige Interessenslagen und Erwartungshaltungen beziehen, wenn im Forschungsfeld über sexualisierte Gewalt Interviews geführt werden sollen.

Mit welchen Erwartungen seitens der Betroffenen von sexualisierter Gewalt werden Forschende innerhalb der Interviewsituationen konfrontiert und wie äußern sich diese? Welche Herausforderungen sind damit verbunden, die Erwartungen der Forschungssubjekte mit dem eigenen wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse wie auch mit der professionellen Haltung im Interaktionsprozess in Einklang zu bringen? Was bedeutet das für den Forschungsprozess? Und auf welche Weisen wird das Bedürfnis nach Anerkennung in den Interviews thematisiert?

Darüber hinaus wollen wir anhand unseres Materials diskutieren, wie das Interviewsetting dazu beitragen kann, dass die Interviewpartner:innen das Gespräch stärker selbst gestalten können. Welche forschungspraktischen wie forschungsethischen Annahmen stehen hinter der Haltung, die die Gestaltung der Interviewsituation den Interviewpartner:innen überlässt? Wie drücken sich diese Annahmen konkret in den Handlungsanforderungen an uns Forschende in der Interviewsituation aus?

Zusammengefasst möchten wir mit unserem Beitrag die Herausforderungen kritisch reflektieren, die Oral History im Kontext sogenannter Aufarbeitungsstudien mit sich bringt. Thematisiert werden der Forschungsprozess selbst, die Rolle von Betroffenen sexualisierter Gewalt sowie ihr Verhältnis zu den Forschenden und damit Fragen nach Aufarbeitung, Anerkennung und Empowerment. Wir verstehen unseren Beitrag als Teil der Debatten um Fragen nach Machtverhältnissen in Forschungsprojekten zu sexualisierter Gewalt, in denen (narrative) Interviews mit Menschen, die in diesen Zusammenhängen als Betroffene gelten können, erhoben und ausgewertet werden (Abrams 2016: 174).

Das Verhältnis von Wissenschaftler:innen und Betroffenen und dabei aufgeworfene forschungsethische Fragen sind seit einigen Jahren Diskussionsgegenstand in dem noch immer jungen Forschungsfeld zu sexualisierter Gewalt (vgl. Wazlawik/Christmann 2020). Erörtert werden zum einen die Rollen, die Wissenschaftler:innen als „Forschende“ und Betroffene in der Regel als „Beforschte“ einnehmen, sowie zum anderen die unterschiedlichen Interessenslagen der am Forschungsprozess beteiligten Akteur:innen. Betroffene und involvierte Personen aus unterschiedlichsten sozialen Feldern identifizieren dabei „Hierarchien im Forschungsprozess“ (Schlingmann 2015: 353) und kritisieren ein daraus entstehendes Ungleichgewicht zwischen den beteiligten Akteur:innen, vor allem mit Blick auf die Handlungs- wie Deutungsmacht. Dass diese Fragen noch neu sind, wird bei einem Blick auf die ältere Forschungsliteratur zu sexualisierter Gewalt deutlich.¹ Bis weit in die 2000er Jahre hinein scheint den Beziehungen

¹ Für diesen Beitrag wurde primär auf deutsch- und englischsprachige Forschungsliteratur zu sexualisierter Gewalt im kirchlichen Kontext zurückgegriffen. Aufgrund des erheblichen Umfangs an Studien zu diesem Thema konzentrierte sich die Analyse vor allem auf Literaturberichte, die im Rahmen größerer Forschungsprojekte entstanden sind.

zwischen Wissenschaftler:innen und Betroffenen weder methodologisch noch forschungsethisch eine erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt worden sein.²

Seit der öffentlichen Aufdeckung der Fälle von sexualisierter Gewalt in der Odenwaldschule und im Canisius-Kolleg im Jahr 2010 sind in Deutschland viele Studien zu sexualisierter Gewalt vor allem im kirchlichen Zusammenhang entstanden. In der Regel sind diese von den verantwortlichen Institutionen selbst in Auftrag gegeben worden. Ausnahmslos werden in diesen Studien, neben anderem empirischen Material, Betroffene angehört oder Interviews mit ihnen geführt. Da das Forschungsfeld im deutschsprachigen Raum noch jung ist und die einzelnen Projekte sich unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen zurechnen, nutzen sie eine Vielfalt von Erhebungs- und Dokumentationsmethoden. Zwar liegt zum Beispiel mit der „Bonner Ethik-Erklärung“ von 2015 eine Empfehlung für die Forschung zu sexueller Gewalt in pädagogischen Kontexten vor, welche Normen und Verfahren bei Forschungen und sexualisierter Gewalt im pädagogischen Kontext einzuhalten sind (Poelchau et al. 2015), deren Grundsätze sich auch auf andere Kontexte der Forschung zu sexualisierter Gewalt übertragen lassen, etwa in kirchlich-institutionellen Zusammenhängen. Dies verhinderte jedoch nicht, dass Forschende unterschiedlicher Disziplinen sich noch in jüngerer Zeit über den Umgang mit und die Einbindung von Betroffenen in wissenschaftliche Studien auseinandersetzen. Noch ist die Debatte darüber nicht abgeschlossen.³

Die Studie, in deren Rahmen das eingangs eingeführte Interview entstanden ist, wurde vom Forschungsverbund „ForuM“ (Forschung zur Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt und anderen Missbrauchsformen in der Evangelischen Kirche und Diakonie in Deutschland) von 2020 bis 2023 durchgeführt, der sich aus interdisziplinärer Perspektive Fragen nach sexualisierter Gewalt und Machtmissbrauch im Kontext der evangelischen Kirchen und der Diakonie widmete. In unserem Teilprojekt „Evangelische Spezifika: Kirche und Gesellschaft“ ging es insbesondere um die Verwobenheit der Taten mit den entsprechenden gesellschaftshistorischen Kontexten in der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik zwischen 1960 und 1990: Anhand ausgewählter Fälle untersuchten wir die Praktiken sexualisierter Gewalt und den jeweils spezifischen institutionellen, kirchlichen, staatlichen und öffentlichen Umgang. Besondere Berücksichtigung erfuhr dabei die Frage, inwieweit das jeweilige Tatgeschehen in Korrelation zu den politischen Umständen im geteilten Deutschland dies- und jenseits der Grenze steht. Als Datengrundlage dienten uns neben der Analyse archivalischer Quellen narrative Interviews mit Betroffenen sowie weiteren am Tatgeschehen beteiligten Akteur:innen (Justke/Sigl 2022). Insgesamt haben wir im Rahmen unserer Teilstudien über zwanzig narrative Interviews geführt, mehr als die Hälfte davon direkt mit von sexualisierter Gewalt betroffenen Personen. Die anderen Interviews wurden mit Personen geführt, die entweder als nicht selbst betroffene Zeitzeug:innen

2 Vgl. exemplarisch Terry/Tallon 2004. Zu neueren Studien vgl. unter anderem Dreßing et al. 2018; Frings et al. 2022. In einem älteren Literaturbericht über Studien zu sexualisierter Gewalt in der Römisch-katholischen Kirche im internationalen Vergleich untersuchte die Autorin zehn Publikationen aus den Jahren 1981 bis 2013. Nur die Hälfte der Studien bezog Betroffene überhaupt im Rahmen von „self reports“ oder einem „follow-up questionnaire“ in ihre Arbeit mit ein (Böhm et al. 2014: 638 f.).

3 Ein besonders drastisches Beispiel ist eine 2018 von der Erziehungswissenschaftlerin und Mitbegründerin der Beratungsstelle für Betroffene von sexualisierter Gewalt Zartbitter e. V. geäußerte Kritik an einer Studie zu sexualisierter Gewalt in den Heimen der evangelischen Brüdergemeinde in Korntal (Baums-Stammlinger 2018). Sie warf den Autor:innen unter anderem vor, Betroffene durch eine „Pseudoanonymisierung“ öffentlich bloßgestellt und diese diffamiert zu haben (Enders 2018: 19).

von der ausgeübten Gewalt berichteten oder durch ihre (vergangenen) Funktionen und ihr Engagement in den jeweiligen Kirchengemeinden oder Landeskirchen aktiv waren. Während die Täter in denen von uns untersuchten Fällen alle männlich waren, ließen sich die Interviewpartner:innen, die selbst von sexualisierter Gewalt betroffenen waren, unterschiedlichen Geschlechtern zuordnen. Ebenso divers waren sie im Hinblick auf ihr Alter wie auch auf ihre sozioökonomische Position.

Bevor wir unseren Blick auf spezifische Themen richten, die in Interviews im Rahmen des Forschungsprojekts ausgehandelt werden, möchten wir zunächst auf das Setting sowie die von uns eingenommene narrative Gesprächshaltung eingehen. Beides – Setting und Gesprächshaltung – sehen wir als mitentscheidend dafür an, dass der Forschungsprozess bedürfnisorientiert im Sinne der Forschungssubjekte und zugleich professionell im Sinne der wissenschaftlichen Erkenntnisbildung gestaltet werden kann.

2. Zum Prinzip der Offenheit: Anforderungen an die Gestaltung der Gesprächssituation und der Interviewführung

Unsere Interviewführung basiert auf den Grundannahmen der interpretativen Sozialforschung (Rosenthal 2015). Das Prinzip der Offenheit bezieht sich dabei nicht nur, wie in der einleitenden Sequenz geschildert, auf die Gestaltung des Interviewsettings, sondern ebenso auf die konkrete Interviewsituation. Statt mit im Vorfeld formulierten (Leit-)fragen treten wir mit einer narrativen Erzählaufforderung an unsere Interviewpartner:innen heran und wollen dadurch einen Raum schaffen, in dem unsere Interviewpartner:innen möglichst selbstbestimmt erzählen können (Schütze 1977). Unsere Erzählaufforderung lautet wie folgt:

Wir freuen uns sehr, dass Sie ein Interview mit uns führen möchten und bedanken uns, dass Sie sich die Zeit dafür genommen haben. Wie Sie bereits wissen, forschen wir im Rahmen von ForuM zu sexualisierter Gewalt und möchten zum einen die Aufarbeitung des Geschehenen untersuchen. Zum anderen nehmen wir eine historische Perspektive ein und fragen dabei auch nach dem Verhältnis zwischen der evangelischen Kirche und der Gesellschaft, in die sie eingebettet ist.

Dabei steht für uns die Perspektive der Menschen, die von sexualisierter Gewalt direkt betroffen waren, zentral und soll den entsprechenden Raum bekommen. Wir interessieren uns entsprechend für alles, was Sie uns in diesem Kontext erzählen möchten. Für uns sind dabei Ihre Perspektiven und Ihre Erfahrungen wichtig. Alles, was Sie in diesem Zusammenhang erlebt haben. Sie können sich so viel Zeit lassen, wie sie möchten. Und sie können frei reden, alles, was Ihnen in den Sinn kommt, ist für uns interessant.

Wir werden Ihnen erstmal nur zuhören und Notizen machen und erst, wenn Sie fertig sind, Nachfragen stellen zu dem, was Sie erzählt haben. In diesem Sinne möchte ich Sie bitten uns alles zu erzählen, was Sie in diesem Kontext mit uns teilen möchten.

Die Entwicklung dieses Stimulus war von der Frage begleitet, ob wir den Einstieg nicht mit einer biographisch-narrativen Erzählaufforderung eröffnen sollten. Die Entscheidung dagegen war schlussendlich dem spezifischen Zuschnitt des Forschungsprojektes

geschuldet. Die Forschungsfragen unseres Teilprojekts fokussieren nicht auf das biographische Erleben und die biographischen Bearbeitungsmuster der von sexualisierter Gewalt Betroffenen. Demzufolge haben wir uns aus forschungsethischen Gründen gegen die Eröffnung eines lebensgeschichtlichen Erzählrahmens entschieden (vgl. auch Poelchau et al. 2015). Da der Ethikantrag keine Archivierung des Interviewmaterials vorsieht, wird sich unserer Bearbeitung auch keine weitere Analyse der Interviews anschließen, aus der heraus eine biographisch-narrative Eingangsfrage gerechtfertigt erscheinen könnte. Aus diesem Grund werden die folgenden Zitate nicht belegt und einzelnen Personen zugeordnet.

Unser Forschungsinteresse thematisieren wir im Sinne des „informed consent“ das erste Mal in den Vorgesprächen, die wir mit allen Interviewpartner:innen führen. In der Interviewsituation dient es der einleitenden Rahmung ebenso wie der thematischen Fokussierung. Während wir also einerseits unseren inhaltlichen Fokus transparent machen, formulieren wir andererseits im Sinne maximaler Offenheit, dass wir uns für alles interessieren, was die Interviewpartner:innen uns erzählen möchten.

Zugleich waren einige Interviewpartner:innen im Vorfeld von der offenen Eingangsfrage verunsichert und wünschten sich mehr Orientierung durch spezifische Fragen, die wir ihnen stellen sollten. Dass wir dem nicht entsprochen haben, sondern stattdessen unser Interesse mit der bestätigenden Aussage, dass wir „an allem interessiert sind, was Sie uns in diesem Kontext erzählen möchten“ unterstrichen haben, folgt dem Prinzip der Offenheit in der Erhebungssituation (Rosenthal 2015: 173). Um den Raum zur Gestaltentwicklung in der Eingangspräsentation nicht zu stören, ist es den Prinzipien der narrativen Gesprächsführung folgend an dieser Stelle wichtig, bei dem offenen Vorgehen zu bleiben um die Präsentation der Interviewpartner:innen nicht durch vorformulierte Fragen zu leiten, die dann an dem Relevanzsystem der Forschenden und nicht dem der Interviewpartner:innen orientiert wären.

Bei den Interviewpartner:innen ließ sich ein unterschiedlicher Umgang mit unserem offenen narrativen Vorgehen beobachten. Während einige Interviewpartner:innen mit vorher angefertigten Notizen in das Interview gingen, betonten andere, dass sie sich bewusst nicht auf die Situation vorbereitet hätten:

Aber ich hab mich bewusst nicht vorbereitet. Also ich hab mir keine Notizen gemacht, ich hab mir keine Strategie zurechtgelegt. Ich hab mich wirklich ganz unbefangen auch denn in dieses Gespräch begeben wollen und hab das auch so gemacht.

Sowohl die Vorbereitung auf das Interview in Form von Notizen wie auch die Betonung der Unbefangenheit können auf unterschiedliche Weise interpretiert werden. Zum einen können vorbereitete Notizen der interviewten Person Sicherheit in der Interviewsituation vermitteln. Gerade bei belastenden Themen kann sich dadurch das subjektive Gefühl der Kontrolle über das, was erzählt werden soll, erhöhen. Im vorangegangenen Zitat indes wird deutlich, dass der Interviewpartner die Vorbereitung mit Notizen als eine Gesprächsstrategie versteht. Ihm gegenüber stellt er seinen eigenen Umgang, mit dem er seine Unbefangenheit betonen möchte. Damit präsentiert er sich als souveränen Gesprächspartner ohne eigenes strategisches Präsentationsinteresse. Hier kann sich die

Interpretation anschließen, dass der Interviewpartner dem von ihm Erzählten ein größeres Gewicht zuweisen möchte, da es ja, gemäß seiner Präsentation, frei von eigenen Interessen sei.

Unsere Analysen solcher Situationen können sich nur dann auf das Handeln der Interviewpartner:innen beziehen, wenn dieses nicht durch Vorgaben der Forschenden beeinflusst wird. An dieser Stelle wird also erneut die Bedeutung der offenen Gestaltung der Interviewsituation deutlich.

Die sich an die Eingangsfrage anschließenden Eingangspräsentationen in den bisher erhobenen Interviews waren unterschiedlich lang. Gemäß dem Vorgehen bei narrativen Interviews stellen wir nach Beendigung der Eingangserzählung zunächst interne und dann im Anschluss externe Nachfragen, die nach Möglichkeit auf Narrationen zielen (Rosenthal 2015: 163 ff.; Wierling 2003: 112). Die Orientierung an der Haltung, dass uns „alles interessiert“, erlangt im Kontext von Interviews mit Menschen, die von Gewalt betroffen sind, besondere Bedeutung. Die narrative Orientierung an ihrem eigenen Relevanzsystem ermöglicht den Interviewpartner:innen während der Interviewsituation eine selbstbestimmte Zuwendung zu ihren vergangenen Erlebnissen. Somit legen nicht wir Forschenden eine inhaltliche Chronologie fest, sondern die Interviewpartner:innen können sich den Erinnerungen an ihr Erleben in einer selbstgewählten Reihenfolge zuwenden. So können sie selbst entscheiden, welche Erlebnisse sie an welchen Stellen und mit welchen inhaltlichen Bezügen im Interview teilen möchten. Hier können gerade sichere Orte in der Erinnerung eine wichtige und stabilisierende Funktion einnehmen.

Die Nachfragen zu potenziell allen angesprochenen Themenbereichen folgen darüber hinaus dem Anspruch, während des Interviews keine gesellschaftlichen Tabuisierungen zu reproduzieren (vgl. Loch 2008). Stattdessen gehen wir davon aus, dass unsere Interviewpartner:innen selbstbestimmt diejenigen Themen im Interview ansprechen, die für sie selbst relevant sind und über die sie auch weitersprechen möchten. Es wäre das Resultat einer paternalistischen Haltung davon auszugehen, dass unsere Interviewpartner:innen über vermeintlich besonders belastenden Themen bei Nachfragen nicht weitersprechen möchten. Dass daraus folgende Tabuisierungen, also das Vermeiden von Nachfragen, eher in der Haltung der Forschenden begründet liegen, argumentiert auch Barbara Kavemann:

Nicht nur die Befragungssituation, sondern bereits die Konzeptionierung von Erhebungsinstrumenten ist bestimmt von Berührungsängsten, Projektionen und Abgrenzungen seitens der Forschenden – oft nicht bewusst. Wenn mir das Fragen nach Aspekten von Gewalt bzw. Sexualität peinlich ist, gehe ich davon aus, dass es auch den von Gewalt Betroffenen bzw. den Gewalt Ausübenden peinlich sein muss. Gehe ich von der Annahme aus, dass alle Betroffenen traumatisiert sind und ich wenig über ihre Bewältigungsstrategien weiß, fürchte ich, durch jede Frage nach dem Gewalterleben eine Retraumatisierung auszulösen. Die Frage ist ‚Was kann und darf ich fragen?‘ (Kavemann 2016: 52).

Wir sehen in der narrativen Gesprächshaltung wie in der mit ihr einhergehenden Forschungshaltung die Voraussetzung dafür, dass die von sexualisierter Gewalt betroffenen Interviewpartner:innen die Interviewsituation selbstbestimmt gestalten können und sie damit im Gegensatz zu den entmächtigenden Erfahrungen der sexualisierten Gewalt

stehen kann. Um ihr gerecht zu werden ist es notwendig, die von Kavemann gestellten Fragen danach, was man selbst fragen „kann und darf“ (ebd.), im Vorfeld der Interviewerhebung als Forscher:innen zu bearbeiten und zu beantworten. Nicht nur im Forschungsgebiet von sexualisierter Gewalt bedeutet das auch, sich der eigenen Vorannahmen und internalisierten Tabuisierungen bewusst zu werden, damit diese die Interviewsituation nicht beeinflussen.

3. Grundsätzliche Erwartungen und Interessen: Skizze eines Arbeitsbündnisses

Interviewsituationen werden von unterschiedlichen Interessen seitens der Interviewpartner:innen und der Forscher:innen gerahmt. Während das Interesse der Forscher:innen in erster Linie auf der Erschließung empirischen Materials zur Beantwortung ihrer Forschungsfragen liegt, entscheiden sich die Interviewpartner:innen aus unterschiedlicher Motivation heraus, an der Forschung teilzunehmen.

Nicht nur in Forschungsprojekten zu sexualisierter Gewalt ist es unerlässlich, dass Wissenschaftler:innen ihr Forschungsinteresse gemäß den Regeln wissenschaftlicher Redlichkeit in Vorgesprächen, in Informations- und Aufklärungsbögen und in der Eingangsfrage des Interviews gegenüber den interviewten Personen transparent machen. Betroffene von sexualisierter Gewalt, die sich in der Regel nach einem Aufruf bei den Forschenden melden, können ihre Gründe für eine Teilnahme in Gesprächen vorab und auch im Interview selbst angeben, müssen dies aber nicht zwangsläufig tun. In den bisher erhobenen Interviews finden sich jedoch einige Hinweise auf die möglichen Gründe.

Ein Betroffener formulierte gleich zu Beginn in seiner Eingangserzählung sehr explizit, was ihn dazu motiviert habe, sich auf ein narratives Interview einzulassen:

Okay. Ja danke für die Möglichkeit. Ich hab selbst auch überlegt, warum machst du das und ich bin auf zwei Gründe gekommen. Der eine ist, ich möchte helfen, dass wenn das irgendwie strukturell bedingt ist, äh, dass da frühzeitig künftig, äh, Erkenntnisse gewonnen werden können, dass so, solchen Dingen begegnet wird und dass die ausgeschlossen werden. [Ja.] Und das zweite ist ein persönlicher Grund. Ich, ich will irgendwo mal zur Ruhe kommen.

Deutlich werden anhand dieses Zitats verschiedene Sinngebungen, die der Interviewpartner seiner Beteiligung am Forschungsprojekt gibt. Sie ist zum einen nach außen und in die Zukunft gerichtet: Die Erzählung seiner Geschichte soll zur Prävention von sexualisierter Gewalt beitragen. Damit einher geht ein starker Auftrag an uns Forschende. Indem wir diejenigen sind, denen er seine Geschichte erzählt, delegiert er den Wunsch nach Prävention und Verhinderung weiterer sexualisierter Gewalt an uns. Der zweite genannte Grund, das „zur Ruhe kommen“, also das Erfahrene persönlich abzuschließen, ist zunächst direkt mit der Interviewsituation verbunden und formuliert eine mit dem Interview verbundene Hoffnung in Bezug auf die eigene Person. Das Interview wird zu einem Teil der individuellen Aufarbeitung der Erfahrungen von sexualisierter Gewalt,⁴ an deren Ende die Hoffnung steht, die erfahrene vergangene sexualisierte Gewalt nicht mehr als alltagsbelastend wahrzunehmen.

4 Laut Matthias Katsch vollzieht sich der Prozess der Aufarbeitung auf mehreren Ebenen: zunächst auf einer individuellen, dann einer institutionellen Ebene – wobei Familie eine besondere, aber auch eine

Eine weitere Interviewpartnerin bettete ihre Teilnahme an dem Forschungsprojekt in ihre Aktivitäten ein, die die Kirche mit den Taten in ihrer Organisation konfrontieren möchte. Persönlich begründet sie dieses Engagement mit ihrem „Gerechtigkeitsempfinden“:

Dass die endlich mal hingucken und also dieses ich, ich will dieses also im Grunde genommen man will die eigentlich schütteln und sagen macht mal die Augen der Realität gegenüber auf und also das ist irgendwie so ein bisschen dieses Gerechtigkeitsempfinden was ich habe. Ich find's halt einfach also wo, wo ich denke, da muss doch jetzt noch mal, irgendwie müssen die mal aufwachen.

In ähnlicher Weise nutzte ein Betroffener das Interview als Forum, um die Kirche als verantwortliche Institution zu benennen. Auf die Frage des Interviewers am Ende eines Interviews, ob der Interviewte abschließend noch etwas sagen möchte, bezog dieser in seiner Antwort auch die Studie bzw. die Forschenden mit ein:

Mmh- (4) Na ja also mh, pfff- Mein, mein erster Gedanke war jetzt, ich, ich, ja ich hab ja immer noch so 'ne Erwartung an diese [...] Landeskirche, ne. Und ähm, die finde ich, (lacht) auch die, ähm, haben eigentlich die Pflicht sich bei mir mal zu entschuldigen für ihr, für ihre Verschleppung und für ihre Nicht-Konkretheit und für Nicht-Benennung von Verantwortlichen und allem. Das ist für mich so'n, so'n verletzter Punkt. Ich denk, da fehlt noch was, ähm, um da irgendwie was ins Gleichgewicht zu bringen. Das ist für mich so, ja. Und das ist so meine Erwartung, irgendwie auch ein bisschen an den, an diesen Teil der Studie, dass so diese Versäumnisse von landeskirchlichen Strukturen und das sind ja nicht nur, das sind ja nicht, ähm, nur Begriffe, sondern das sind ja Menschen, die die Strukturen beleben [...] und ausmachen und tragen, dass das noch mal deutlich benannt wird, dass dort und herausgefunden wird, hoffe ich mal, dass man das [...] herausfinden kann, dass es da massive Versäumnisse gibt, die mit Namen zu benennen sind. Die müssen nicht ins Gefängnis kommen, die Leute, gar nicht, aber die sollen die Verantwortung, die Verantwortung übernehmen. [...] So. Das [...] ist für mich eigentlich der allerwichtigste Punkt diese, diese Triebkraft auch für mich, hier so auch mitzumachen.

Es ist nachvollziehbar, dass Betroffene ein Interesse daran äußern, wann und in welcher Form die Ergebnisse der Studie, für deren Zweck die Interviews geführt werden, veröffentlicht werden. Dies tun sie im Vorfeld, während oder nach dem Interview. Das Wissen um eine Veröffentlichung der Forschungsergebnisse unter Einbeziehung der geführten Interviews in Form von direkt oder indirekt zitierten Passagen kann dazu führen, dass Betroffene sehr bewusst bestimmte Erzählungen in ihr Interview einbringen. Im Fall des eingangs erwähnten Interviews war die Aufnahme eigentlich schon

Institution sei –und schließlich auf einer gesellschaftlichen Ebene. Thomas Zippert nennt ergänzend die wissenschaftliche Aufarbeitung als eine weitere wichtige Phase. Zu den verschiedenen Phasen der Aufarbeitung am Beispiel des kirchlichen Kontextes vgl. Katsch 2013, Poelchau 2018, Zippert 2021. Auch wenn die individuelle Aufarbeitung häufig am Anfang steht, können sich diese Phasen verschieben und überlappen und sind nicht als dogmatisch aufeinanderfolgende zeitliche Phasen zu verstehen.

beendet, als die betroffene Person den Interviewer darum bat, das Aufnahmegerät wieder einzuschalten, weil sie noch etwas sagen wollte. Kurz vor Ende der Aufnahme äußerte sie: „Also das war, das wollte ich einfach nur erzählen, weil ich das vergessen hatte. Jetzt haben Sie das auch auf dem Gerät und machen Sie damit, was Sie wollen.“ Das Aufnahmegerät nahm in diesem Interview eine wichtige Rolle ein. Während die interviewte Person das Gerät zu Beginn des Interviews noch sehr skeptisch beäugte, näherte sie sich diesem im Wortsinn immer mehr an. Im Laufe des Interviews zog sie das Aufnahmegerät zu sich heran und sprach bisweilen mehr in das Gerät als zu der interviewenden Person. Alle im Forschungsprojekt angefragten Betroffenen stimmten einer Aufnahme und Transkription des Interviews zu. Niemand lehnte deswegen ein Interview ab. Viele Betroffene nutzten das Aufnahmegerät vielmehr als Instrument, ihre Geschichte zu dokumentieren. Der beschriebene Fall stellt ein besonders eindrückliches Beispiel eines solchen Aneignungsprozesses dar.⁵

Die Beteiligung an Forschungsprojekten wird von den Interviewpartner:innen nicht nur als Teil ihrer persönlichen, sondern auch der institutionellen Aufarbeitung begriffen. Forschung im Sinne einer „unabhängige[n] Aufklärung“ wird von den Interviewpartner:innen somit als Teil einer institutionellen und öffentlichen Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt verstanden. So äußerte ein weiterer Interviewpartner, dass die interviewenden Wissenschaftler:innen durch ihre Forschung „Teil dieser Geschichte“ würden. Viele Betroffene legten daher besonderen Wert darauf, dass die Studie unabhängig von der Kirche durchgeführt wird: „Ja ich bin ja immer noch froh, dass es aufgearbeitet wird und ich bin auch froh, dass es natürlich von ihnen die Studie ist und nicht irgendwo bei der Kirche ist.“

Anhand der zitierten Sequenzen lassen sich noch andere Merkmale bestimmen, die in lebensgeschichtlichen Interviews mit Betroffenen von sexualisierter Gewalt wiederholt auftauchen und auf Intentionen der Interviewten für eine Teilnahme an dem Forschungsprojekt hinweisen. Wissenschaft wird von Betroffenen als eine mindestens teilöffentliche Plattform verstanden, ihre Geschichte zu erzählen und gehört zu werden. Dadurch, dass unsere Interviews durch ihre Einbettung in ein Forschungsprojekt wissenschaftlich markiert sind, eröffnet sich für Betroffene eine andere Sprechsituation als beispielsweise bei einer Befragung in einem Gerichtsverfahren, einem kirchlichen Disziplinarverfahren, im Gespräch mit Personen des eigenen sozialen Nahbereichs, wie Verwandten und Freund:innen oder auch in einem therapeutischen Gespräch. Was ist also das Besondere des Kontextes eines wissenschaftlich gerahmten narrativen Interviews im Vergleich mit anderen Gesprächssituationen? Welche spezifischen Intentionen verfolgen Betroffene, wenn sie sich dazu bereit erklären, Wissenschaftler:innen „ihre Geschichte zu erzählen“? Mindestens vier Spezifika lassen sich ausmachen.

Erstens stellt die Interviewsituation einen formal geschützten Raum dar, was den Betroffenen durch Anonymisierung, ein für das Forschungsprojekt eingeholtes positives Votum der Ethikkommission der Fakultät für Geisteswissenschaften an der Univer-

⁵ Erwähnenswert in diesem Fall ist, dass die interviewte Person davon erzählte, dass sie einige Zeit vor dem Interview von einer Kirchenfunktionärin zu ihrem Fall im Rahmen einer Anhörung befragt worden war. Dabei habe sich die Kirchenvertreterin Notizen gemacht, das Gespräch aber nicht aufgezeichnet. Im Nachgang habe die interviewte Person ein Protokoll unterzeichnen müssen, in dem sie sich nicht richtig wiedergegeben fühlte. Daher mögen die wortwörtliche Aufnahme und Transkription hier noch wichtiger gewesen sein als in anderen Interviewkontexten.

sität Hamburg und ein beim Datenschutzbeauftragten der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH), an der die Forschung durchgeführt wird, hinterlegtem Datenschutzkonzept zugesagt wird. Anonymität ist aus Sicht vieler Betroffenen eine zentrale Bedingung für eine Interviewteilnahme. Ein Betroffener in unserem Forschungsprojekt artikuliert einerseits den Wunsch, das Thema der sexualisierten Gewalt und auch sein Fall mögen öffentlich werden, andererseits wünschte er für sich Anonymität:

Und auch schon damals hab ich gesagt: ‚Aber ich bin, das mache ich gern, aber ich möchte das nicht, dass es, äh, um, um die Betroffenheit selbst geht. Also um das Betroffen sein des individuell Betroffenen, Missbrauchten. Äh, also der Missbrauch selbst ist für mich mein Thema und da bin ich zu, für mich so weit, dass ich sage, das möchte ich nicht öffentlich machen.‘

Neben dem Wunsch nach Anonymität wollten auch mehrere Interviewpartner:innen die Interviews nicht bei sich zu Hause führen. Mit der Verlagerung des Interviewortes, so eine Beobachtung, geht auch die Möglichkeit der thematischen Auslagerung, einher, bei der wiederum das eigene Zuhause nach dem Interview als unbelasteter Rückzugsort dienen kann.

Zweitens eröffnet die wissenschaftliche Rahmung des Interviews, dass die Interviewenden das Gespräch von den Betroffenen als unabhängig, vorurteilsfrei und „objektiv gestaltet“ gestaltet wahrgenommen wird. Im Hinblick auf den von den Betroffenen bei Anhörungen vor kirchlichen wie staatlichen Gremien erlebten Rechtfertigungs- wie Glaubwürdigkeitsdruck unterschieden sich unsere Interviews auf einer dritten Ebene.⁶ Wenn Betroffene sich während des Interviews versichern, ob das forschende Gegenüber ihm oder ihr seine oder ihre Geschichte wirklich glaubt, verweist das in der Regel auf negative Erfahrungen in solchen Kontexten. Im Gegensatz dazu müssen Betroffene in offenen wissenschaftlichen Interviews nicht fürchten, sanktioniert zu werden bzw. kein Recht zugesprochen zu bekommen. Viertens ist die mit unserer offenen Forschungshaltung verbundene thematische Offenheit eine spezifische Eigenschaft eines narrativen Interviews in Forschungsprojekten zu sexualisierter Gewalt – was sich auf das Erzählen zu unterschiedlichen Themen auswirkt. Dazu gehört das Thema sexualisierte Gewalt selbst, aber auch die Möglichkeit, aus der eigenen Lebensgeschichte in einem zeitlichen davor und danach erzählen zu können. Anhand der skizzierten konkreten Auswirkungen unserer Forschungshaltung auf die Gestaltung des Interviewsettings wie des konkreten Interviews sehen wir eine spannende Verschränkung zwischen unserem methodischen Vorgehen und dem Gegenstand der Forschung zu sexualisierter Gewalt, der durch sich anschließende Forschungsreflexionen weiter nachgespürt werden sollte.

4. Aufarbeitung – die „zweite Geschichte“ sexualisierter Gewalt

Betroffene von sexualisierter Gewalt erzählen in narrativen Interviews nicht nur wann, wo, wie und von wem ihnen sexualisierte Gewalt widerfahren ist, sondern sie erzählen auch von den unterschiedlichen Ebenen der Bearbeitung und ihren Erfahrungen mit

⁶ Der Druck wird dort etwa erzeugt durch Heranziehung von Aussagepsycholog:innen, halböffentliche Anzweiflung der Aussagen von Betroffenen durch Anwält:innen der Beschuldigten etc.

institutioneller Aufarbeitung. In Anlehnung an die zweite Geschichte des Nationalsozialismus möchten wir vorschlagen, hier von einer „zweiten Geschichte“ sexualisierter Gewalt zu sprechen. Die geschilderten Erfahrungen mit institutionalisierten Aufarbeitungsprozessen im kirchlichen Kontext legen in vielen Fällen eine doppelte Betroffenheit nahe: Die Betroffenen erleben sexualisierte Gewalt und Machtmissbrauch unter dem Dach der evangelischen Kirche. Betroffen sind sie in der Folge aber auch durch das kirchliche Handeln im Zuge der institutionellen Aufarbeitung des Geschehens, das zwangsläufig auch auf den Prozess der individuellen Aufarbeitung rückwirkt. Auch weil viele Betroffene als minderjährige Personen sexualisierte Gewalt erfahren haben, setzt diese zweite Geschichte häufig erst Jahre nach den eigentlichen Taten ein (vgl. dazu auch Terry/Tallon 2004: 158). Hinzu kommen die jeweiligen zeithistorischen Kontexte und die an die Zeitläufe gekoppelten gesellschaftlich akzeptierten, kollektiv geteilten Sinndeutungen, die „shared meanings“ (Markowitsch/Welzer 2005: 198) und Regeln des Sagbaren und der Tabuisierung, die es Betroffenen teilweise erst Jahre nach den Gewalterfahrungen ermöglicht, das Erlebte zu verbalisieren. Das durch die öffentliche Aufdeckung von Fällen von sexualisierter Gewalt in der Odenwaldschule und im Canisius-Kolleg als Skandaljahr markierte Jahr 2010 stellt für die (Diskurs-)Geschichte sexualisierter Gewalt in der jüngeren deutschen Geschichte eine Zäsur dar.

Der Prozess der Aufarbeitung kommt in den bisher geführten Interviews häufig zur Sprache. Wieviel Raum er einnimmt und wo dabei der Schwerpunkt liegt, variiert jedoch von Interview zu Interview. In einem Interview sprach ein Betroffener in seiner gut einhundert Minuten dauernden Eingangspräsentation mehr als sechzig Minuten über dieses Thema.

Die Bedeutung der Wahrnehmung von Aufarbeitung als eigenständiger Themenbereich fand sich beispielhaft in einem weiteren Interview. Hier erstreckte sich das Interview über mehrere Termine, die sich auf Wunsch der Interviewpartnerin zeitlich wie thematisch voneinander abgrenzten. Der erste Interviewtermin umfasste die Anbahnungsgeschichte der Gewalt, das zweite Interview stand unter dem thematischen Fokus des erlebten schweren Missbrauchs, der dritte Termin umfasste den Aufarbeitungsprozess.

Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt ist als ein mehrdimensionaler Prozess zu verstehen, an dem verschiedene Akteur:innen mit unterschiedlichen Perspektiven und Interessen beteiligt sind. In den Interviews wird vor allem die individuelle und die institutionelle Aufarbeitung thematisiert. Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt im Sinne einer wissenschaftlichen Erforschung und auch die gesamtgesellschaftlichen Dimensionen von Aufarbeitung werden hingegen seltener erwähnt. Im Sinne einer wissenschaftlichen Erforschung kommt Aufarbeitung jedoch dann zur Sprache, wenn Betroffene sich selbst ins Verhältnis dazu setzen:

also das ist ja jetzt sowieso interessant mit der ganzen Aufarbeitung und so (.) da ich ja immer treibende Kraft in dem Prozess war (.) ist es ja auch wichtig irgendwann also dann ist ja echt ein Umschalten auf einmal sind andere beteiligt und es ist sozusagen einerseits eine Verantwortung weil sozusagen ich denk ja oh Gott jetzt hat oder es ist jetzt findet die Studie statt ähm was weiß ich äh was ist wie ist das nachher wenn dabei nichts rauskommt so ungefähr (.) ähm ja also das ist schon so ne Verpflichtung die ich fühle was weiß ich ihnen gegen-

über (...) so die ist aber wo ich auch denke sie werden da schon was draus machen egal was es ist werden sie schon was draus machen (.) so (.) weil das ist ja auch interessant wenn nichts rauskommt.

Die sexualisierte Gewalt, auf die hier Bezug genommen wird, ereignete sich innerhalb kirchlicher Gemeindegkontexte, die Betroffenen waren Mädchen und junge Frauen, der Täter war ein Pastor. Das konkrete Gewaltgeschehen lag teilweise schon mehrere Jahrzehnte zurück. Der institutionalisierte Aufarbeitungsprozess wurde durch die hier zitierte Interviewpartnerin vor einigen Jahren angestoßen. Mit dem Interview, aus dem die hier zitierte Passage stammt, wurde dieser Fall Teil von der wissenschaftlichen Forschung zu sexualisierter Gewalt innerhalb der evangelischen Kirche.

In dem vorangestellten Zitat verhandelt die Interviewpartnerin die veränderte Figuration, die aus ihrer Perspektive damit verbunden ist, dass die Wissenschaft in Form konkreter Forscher:innen nun ebenfalls mit ihrem Fall befasst ist. Deutlich wird dabei ihre ambivalente Haltung, die zugleich mit impliziten Anforderungen an die Forschung verbunden ist. Es ist ihr wichtig, ihre Bedeutung in dem Aufarbeitungsprozess zu betonen, mit der sie zugleich hervorhebt, dass sie dabei bisher als „treibende Kraft“ in dem Aufarbeitungsprozess überwiegend allein gehandelt habe. Auf der einen Seite scheint sie die Forscher:innen nun als Unterstützung zu verstehen, auf der anderen Seite scheint sie aber auch unter Druck zu stehen und sich für die Ergebnisse der Forschung mitverantwortlich zu fühlen. In dieser Abwägung äußert sie Bedenken, der Forschung nicht genug anbieten zu können, um zu relevanten Ergebnissen zu kommen. Mit ihrer evaluativen Rahmung, dass die Forscher:innen „schon was draus machen“ werden, übergibt sie dann aber die Verantwortung an diese. Neben der Aushandlung der Interviewpartnerin öffnet die Analyse dieser Stelle auch den Blick auf uns Wissenschaftler:innen. Denn wir sind konkret gefordert, mit diesen Situationen und in ihnen implizit wie explizit geäußerten Erwartungen umzugehen. Aus unserer Sicht setzt ein professioneller Umgang damit zunächst eine selbstreflexive Auseinandersetzung voraus.

An dem zitierten Textbeispiel zeigt sich, wie Wissenschaft als Akteurin im Rahmen der Aufarbeitungsprozesse von Betroffenen adressiert werden kann und gefordert ist, auf die damit verbundenen Anforderungen sensibel zu reagieren.

Die nun folgenden Ausführungen konzentrieren sich zunächst auf die individuelle und anschließend auf die institutionelle Aufarbeitung, wie sie in Interviewerzählungen thematisiert werden. Beiden Abschnitten übergeordnet ist die Frage, wie Forschende in diese Erzählungen von Aufarbeitung durch die Interviewpartner:innen einbezogen werden.

4.2 Stärkung des Selbst? Individuelle Aufarbeitung

Während der Interviews begegneten wir Betroffenen von sexualisierter Gewalt in unterschiedlichen Phasen individueller Aufarbeitung. Für einige Interviewpartner:innen bedeutete das Interview ein Erzählen im Frühstadium ihrer persönlichen Aufarbeitung, für andere war es dagegen ein Zwischenschritt, während wiederum andere das Interview als den (vorläufigen) Abschluss ihrer persönlichen Aufarbeitung bezeichneten.

Wie ein narratives Interview den Prozess der individuellen Aufarbeitung begleiten kann, möchten wir exemplarisch an folgendem Beispiel aufzeigen: Während die erlebte sexualisierte Gewalt in diesem Fall schon mehrere Jahrzehnte zurücklag, befand sich die Interviewpartnerin am Beginn ihres individuellen Aufarbeitungsprozesses. Noch

während des Interviews fiel es ihr schwer den Täter, einen Pfarrer, der sie als Jugendliche und junge Frau über viele Jahre in eine machtmisbräuchliche sexualisierte Gewaltbeziehung gebunden hatte, als Täter zu benennen und die damit verbundenen Gefühle über das damalige Erleben zuzulassen. In unserem mehrstündigen Interview wurde sichtbar, wie sie darum rang, ihr Erleben und ihre Gefühle in den Kontext von sexualisierter Gewalt zu stellen und damit dem Täter ihre bis in die gegenwärtige Situation andauernde Loyalität zu versagen. Gleichzeitig bot die Interviewsituation ihr den geschützten und von uns Interviewer:innen begleiteten Raum, sich diesem Erleben unter dem neuen thematischen Feld der sexualisierten Gewalt zuzuwenden. Dies führte in der Interviewsituation zu einer Neuinterpretation vieler ihrer bisherigen biographischen Erfahrungen und Entscheidungen.

Am Folgetag des Interviews telefonierte die Interviewpartnerin und eine der beteiligten Wissenschaftlerinnen miteinander. Neben der Reflexion des Interviews und der Frage, wie es ihr aktuell gehen würde, sprach die Interviewpartnerin auch ihr Verhältnis zu dem damaligen Täter an. Dabei äußerte sich, dass sie nun, wenn sie zurückdenke, zum „ersten Mal Wut“ verspüren würde.

Aufzeigen möchten wir mit dieser kurzen Sequenz unsere im Vorderen ausgeführte Argumentation, dass ein narratives Interview den Raum für Prozesse des Selbstverstehens öffnen kann, die eine selbstbestimmte Zuwendung zu der eigenen Biographie ermöglichen können.

Unterschiede ergeben sich auch aus den verschiedenen Formen von Öffentlichkeit und aus der Entscheidung für oder gegen die Wahrung eigener Anonymität. Während einige Betroffene sehr bewusst die Öffentlichkeit suchten und sich vor dem Interview an Journalist:innen gewandt hatten, scheuten andere Betroffene die Öffentlichkeit:

Und mich wundert schon, dass äh, also da an die Öffentlichkeit zu gehen oder das der Kirchenleitung mitzuteilen, ist natürlich schon ein hehrer Schritt, den ich hier natürlich auch nicht gegangen bin.

So macht es einen Unterschied, ob sich Betroffene mit der Aufdeckung ihrer eigenen Gewalterfahrungen an eine breite Öffentlichkeit oder an eine Teilöffentlichkeit wenden. Die Erzählung der eigenen Geschichte in einem Zeitungsartikel oder einer Fernsehdokumentation spricht eine breite Öffentlichkeit an, eine spezifische Teilöffentlichkeit wird beispielsweise dann hergestellt, wenn Betroffene ihre Geschichte in einem kircheninternen Rundbrief publik machen. Dieser ist zwar auch einer weiter gefassten Öffentlichkeit zugänglich, de facto erreicht er aber nur einen bestimmten Kreis von Personen. In diesem Sinne äußerte sich eine interviewte Person über eine Frühphase ihrer individuellen Aufarbeitung:

Also ich wollte da kein Geheimnis, ich hab's ja extra quasi in 'ner begrenzten Öffentlichkeit zugänglich gemacht, mit den 10, 12 Leuten. [Ja.] Ähm, aber ich hatte irgendwie noch nicht die Erkenntnis, dass das in noch eine größere Öffentlichkeit gehört.

Auch die Teilnahme an einem narrativen Interview in einem wissenschaftlichen Kontext kann für die Betroffenen als Möglichkeit gesehen werden, sich an die Öffentlich-

keit zu wenden. Dabei stellt die Möglichkeit der Anonymität wie auch der Vertrauensvorschuss in die Wissenschaft und dabei konkret in uns Forschende sicher für einige Betroffene überhaupt erst die Grundlage dar, sich in dieser Form zu äußern. Darüber hinaus zeigt aber das folgende Beispiel, wie die eigene Partizipation in einem Forschungsprojekt von Betroffenen im Sinne ihrer eigensinnigen Herstellung von Öffentlichkeit genutzt werden kann: Während eines Vorgesprächs für ein sich anschließendes Interview äußerte der Interviewpartner uns gegenüber den Wunsch, das Interview mit einer Videokamera aufzuzeichnen. Konkret kündigte er an, nur sich selbst filmen zu wollen und die Aufnahmen im späteren Verlauf für eine geplante, selbst produzierte Dokumentation nutzen zu wollen. Der Wissenschaftler stimmte dem Vorhaben zu, was bedeutete, dass zwar sein Bild nicht zu sehen, wohl aber seine Stimme und die von ihm gestellten Fragen auf dem Video aufgezeichnet wurden.

Im Folgenden geht es nicht nur darum, was Betroffene über Aufarbeitung erzählten, sondern auch, wie sie dies auf sprachlicher und nonverbaler Ebene taten und in welcher Weise sie uns Interviewer:innen dabei einbezogen. So reflektierte ein Betroffener in seiner Erzählung nicht nur sehr ausführlich die Entwicklung und die verschiedenen Phasen der eigenen Aufarbeitung, welche nach seiner Aussage etwa zehn Jahre vor dem Interview begonnen hätte, sondern auch den Wandel der von ihm benutzten Sprache und Begrifflichkeit bzw. Benennungspraxis in dieser Zeit:

Und 2012/13, äh, habe ich dann doch gemerkt, ja, das hat er mit dir ja auch gemacht und im Grunde genommen bin ich ja dann, falle ich ja auch da drunter unter diese Opfer-Terminologie. Ich hab mich aber so recht nicht mit der Opferrolle anfreunden können, weil ich hab mir immer gesagt, ich bin ja deswegen, hab ja keine posttraumatischen, äh, Störungen oder, oder so. Also das waren so meine ersten Gedanken. Also mein Leben ist ja dann trotzdem irgendwie in ganz ordentlichen Bahnen weitergegangen. Ich hab ja dann auch später meinen Beruf gelernt. Ich hab später studiert und ich hab da keine Beeinträchtigung gesehen und hab manchmal so gedacht, na ja, was damals da gelaufen ist, ist das wirklich sexualisierte Gewalt? Also ich hab mich nicht als vergewaltigt empfunden. Wie gesagt, das sind so diese frischen, äh, Gedanken und Reflexionen aus dieser Zeit 2012. [...] Und seit dieser Zeit, seit das 2012, beginnt eigentlich die Nacharbeit dieser Ereignisse [...] Und das habe ich Ihnen auch schon mal gesagt, deswegen kann ich heute da, ja, gut da drüber reden, weil das beschäftigt oder das, ich reflektiere das schon über zehn Jahre, dieses Geschehen. Ähm, ich muss aber auch schon sagen, dass, ähm, ich heute nicht mehr bei der Erkenntnis bin von 2012 [...]. Also diese Opferrolle nehme ich nicht an. Aber, ne, aber es war nicht nur sexuelle Belästigung wie ich es 2012 formuliert hab, sondern ich denke, es war sexualisierte Gewalt, Übergriffigkeit.

Die Frage der Selbstbezeichnung etwa als Opfer, als Betroffene:r oder als Geschädigte:r und auch die verwendete Terminologie mit Blick auf die Taten selbst oder sogar den Täter geben uns Forschenden Hinweise darauf, in welcher Relation sich Betroffene zu Tat und Tätern sehen und wie sie sich gegenüber den Interviewenden präsentieren wollen. Beispielsweise wies ein Betroffener die Zuschreibung als solcher während des Interviews von sich. Er sei ein „Geschädigter“, aber kein Betroffener, was er daran festmachte, dass er durch die Tat(en) keine Traumatisierung erfahren habe.

Ein Interview mit Wissenschaftler:innen kann von Betroffenen als Teil ihrer individuellen Aufarbeitung begriffen werden. So äußerte sich eine interviewte Person zum Ende des Interviews positiv über den Brief eines Bischofs an sie und ordnete in diesem Zusammenhang das Interview ein:

Es ist das erste und das Einzige, was von der Kirche in irgendeiner Weise an, an Wärme, an Verstehen, an, an Kommen auf meine Seite rüberkam. Und das ist diese neue Dimension, die jetzt reingekommen ist und das erlebe ich, war ja auch das mit dem Interview und, und auch das mit Ihnen, das tut mir gut. Also da ist, (atmet hörbar ein) da kommt was anderes dazu. Also vielen herzlichen Dank.

Neben der individuellen Aufarbeitung wird in den Interviews auch die institutionelle Seite der Aufarbeitung thematisiert, der wir uns im Folgenden zuwenden.

4.2 „Wenn die mit uns nicht reden wollen, dann gehen wir an die Presse“. Wunsch nach institutioneller Aufarbeitung der Kirchen

Wenn die Betroffenen in den Interviews über die für den eigenen Fall zuständige Landeskirche sprechen, wird dies häufig mit Kritik an der institutionellen Aufarbeitung verbunden. Auch die Ernsthaftigkeit der Bemühungen werden in Zweifel gezogen. Ein Interviewpartner berichtete über ein anstehendes Treffen von Betroffenen, das von Vertreter:innen der Landeskirche organisiert worden war:

Da ist jede Menge Presse und Rundfunk und Fernsehen dann an diesem Wochenende. [...] Das ist dies, das ist die absolute Gelegenheit sich in, in der Öffentlichkeit darzustellen. Wir arbeiten auf, ne. [...] Also es geht dann darum, ähm, in der Presse einen guten Schritt zu machen. Und da werden wir wieder missbraucht, als Betroffene. Ähm, das merken die vielleicht nicht. Aber es zeigt, auch wenn sie es nicht merken, zeigt es auch, wie dumm sie sind und dass sie sich keine Beratung holen, wie Aufarbeitung zu geschehen hat, sondern [Ja.] sie das aus ihrer eigenen Hemdsärmeligkeit heraus machen und das ist einfach [Ja.] grottenschlecht.[...] Und für mich habe ich jetzt, [Ja.] also ich fahr da nicht hin. [Ja.] Und ich hab auch auf die Einladung, ich reagier da auch gar nicht mehr. Ich mach das nicht, ich- erst hab ich gedacht, ich fahr dahin, trotzdem, weil ich will das, also dass ich noch mal so für andere Betroffene sehe. Mittlerweile will ich das eigentlich auch nicht so richtig, weil ich gemerkt hab, dass unter manchen Betroffenen, also auch wieder Leute sind, die, ich sag mal ihre, ihre frommen Gefängnisse weiterpflegen und da irgendwie nicht rauskommen.

Nicht selten schwingt in den Erzählungen von Betroffenen Enttäuschung und Ärger über den bisherigen Umgang der verantwortlichen Kirche mit sexualisierter Gewalt im Allgemeinen und mit ihnen persönlich im Besonderen mit:

Ähm, und haben uns gesagt, wenn die mit uns nicht reden wollen, dann gehen wir an die Presse [Ja.] und bringen das in die Zeitung. Das war von Anfang an unser Ziel, eigentlich. Weil wir dachten, wir müssen vorher noch mit denen, mit

der Kirche reden und meinten, die könnten das [die Öffentlichmachung des Falls, Anm. der Autor:innen] vielleicht übernehmen oder so. Aber das war alles Quatsch. (lacht) Ne. Ja.

Im eingangs geschilderten Interview verlas die Betroffene im weiteren Verlauf einen Brief, den sie an die verantwortliche Kirche geschrieben und in dem sie ihre Enttäuschung darüber zum Ausdruck gebracht hatte, dass sie nach ihrer Anzeige monatelang durch die Kirche nicht mehr über den weiteren Verlauf informiert worden sei. Ebenfalls las sie die darauf erhaltene Antwort vor, die ihr in Ton und Inhalt unprofessionell erschien und sie nach eigener Aussage abermals enttäuscht hatte. Mit dem Verlesen ihres eigenen Briefs und des kirchlichen Antwortschreibens während des Interviews sollte der Vorgang dokumentiert werden. Damit verbunden war aber auch der Wunsch nach die Anerkennung der eigenen Leidensgeschichte, die sich – wie in vielen Fällen – nicht auf die Vorfälle sexualisierter Gewalt und den individuellen Umgang damit beschränkt, sondern auch auf die häufig unprofessionellen bis ablehnenden Reaktionen vonseiten offizieller Vertreter:innen der Kirchen im Zuge der institutionellen Aufarbeitung bezieht. Wie wichtig es für sie war, diese Briefe zu verlesen, zeigte sich im Verlauf des Interviews: Als wir während des Nachfrageteils ein neues Themengebiet aus unseren Notizen fokussieren wollten, intervenierte die Interviewpartnerin bestimmt:

I1: Wär es denn für Sie in Ordnung, wenn wir da noch mal, ähm, vielleicht noch mal zurückgehen und-

B: Ich will das aber jetzt noch sagen.

I1: Gerne. Okay. Unbedingt.

I2: Sie dürfen alles sagen.

Darauf folgten die Verlesung der Briefe und die Beschreibung der erfahrenen Enttäuschung.

Je nach Stand der individuellen Aufarbeitung, äußerten sich Betroffene gegenüber uns Forscher:innen nicht mehr nur enttäuscht und wütend, sondern konsterniert über aus ihrer Perspektive nicht erfolgte Aufarbeitungsschritte von kirchlicher Seite:

[Ich] hab weitere Terminangebote auch nicht mehr wahrgenommen, weil ich gar, ich bin nicht mehr davon überzeugt, dass hier im Gespräch mit den landeskirchlichen Mitarbeitern irgendetwas Gutes passiert. Und will das, weiß ich nicht, gar nicht, ähm, weiteren Möglichkeiten mich zu missbrauchen, sage ich jetzt mal, aussetzen.

Andere Betroffene erzählten jedoch auch Erfolgsgeschichten bei ihren Bemühungen, die Kirche in die Verantwortung zu setzen:

Und, und dann hab ich auch [dem Bischof] gesagt: „Ich erwarte eigentlich, ich erwarten von ihnen, [...] von der Kirche, Kirchenleitung, dass, äh, in, dass öffentlich Stellung bezogen wird und nicht immer bloß reflektiert wird.“ [...] Wo ich, ähm, so die Meinung habe, er hat es jetzt verstanden, was, was wir wollen. Und was auch für das Land, was für die Institution Kirche wichtig ist. Also diese

Anerkennung der Opfer, die äh, Suche nach, den Strukturen, die das ermöglichen, religiöse Milieus, die solchen Missbrauch ermöglichen, dass man das reflektiert.

5. Fazit

Forschung zu sexualisierter Gewalt im institutionellen Kontext, die als Erhebungsmethode mit narrativen Interview mit Betroffenen arbeitet, bewegt sich permanent im Spannungsfeld zwischen Forschung, Aufarbeitung und dem impliziten Wunsch nach Empowerment der Betroffenen. Die unterschiedlichen Perspektiven, Projektionen und Erwartungen, die Betroffene wie Forschende mit ihrer Teilnahme an dem Forschungsprozess verbinden, erfordern von uns Forschenden im besonderen Maße eine (selbst-)reflexive professionelle Haltung, die auch mit einem erhöhten Bewusstsein für den machtasymmetrischen Forschungskontext einhergehen sollte.

Die Vorbereitung und Durchführung von narrativen Interviews mit Betroffenen von sexualisierter Gewalt verlangt eine erhöhte Sensitivität und Reflexionsfähigkeit für diese Vielzahl an Anforderungen und Erwartungen unterschiedlicher Akteur:innen, aber auch für die Situation von Betroffenen. Den Interviews vorausgegangen sind häufig negative Erfahrungen, die Betroffene gemacht haben, wenn sie ihre Geschichte in anderen Gesprächssituationen erzählt haben. Dies kann sich sowohl auf Bereiche der Forschung wie auch der medialen Thematisierung beziehen. Insbesondere aber gilt dies auch für den konkreten Bereich der Thematisierung im Kontext der institutionellen Aufarbeitung.

Im Rahmen von Forschungssetting geführte narrative Interviews können von Betroffenen als Möglichkeitsraum empfunden und genutzt werden, um sich ihrer eigenen Geschichte selbstbestimmt zuzuwenden, ohne dass sie von Seiten der Interviewer:innen moralisch oder rechtlich beurteilt werden. Die damit verbundene Selbstwirksamkeit kann im positiven Gegensatz zu der erlebten Ohnmacht im Kontext der erfahrenen sexualisierten Gewalt stehen. So können mit narrativen Interviews selbstermächtigende Erfahrungen für die Betroffenen verbunden sein, die über das intendierte Ziel der Erhebung von Aussagen zum Zweck der wissenschaftlichen Auswertung hinausgehen. Die Bedeutung, die ein Interview im Rahmen des individuellen Aufarbeitungsprozesses erlangen kann, steht auch damit in Verbindung, an welcher Stelle dieses biographischen Prozesses es stattfindet.

Auch können Forschende von Betroffenen als Expert:innen adressiert werden, von denen sie sich mehr Unterstützung als nur das Publizieren der Forschungsergebnisse erhoffen. So wurden wir beispielsweise nach unserer Einschätzung zu sogenannten Verfahren der Anerkennung des Leids oder zu im Rahmen des Forschungsprozesses gewonnen Erkenntnissen, die noch nicht veröffentlicht wurden, befragt. Daraus folgt aus unserer Sicht die Notwendigkeit der empathischen Transparenz, mit der wir immer wieder gefordert sind, unsere Rolle als Wissenschaftler:innen und die damit verbundenen Aufgaben und auch Haltungen zu beschreiben. Auch wenn wir in anderen sozialen Beziehungen in Form einer emotional involvierten und persönlich unterstützenden Haltung agieren würden, so sehen wir unsere Funktion als Wissenschaftler:innen in einem begrenzteren und zurückhaltenden Rahmen. Bei aller Parteilichkeit den Interviewpartner:innen gegenüber, die von sexualisierter Gewalt betroffen sind, sind wir als Forscher:innen keine Initiator:innen von individuellen Aufarbeitungsprozessen. Dies

auch deswegen nicht, weil wir die Verantwortung, die damit verbunden ist, überhaupt nicht professionell tragen könnten. Diese forschungsethische Ehrlichkeit ist sowohl Bestandteil der fortwährenden selbstreflexiven Auseinandersetzung mit dem Forschungsfeld wie auch der offenen Kommunikation mit den Interviewpartner:innen. Wir verorten Momente des Empowerments nicht in Aktivitäten von uns, die sich an die Interviewsituation anschließen könnten, wie beispielsweise Interventionen in den institutionellen Aufarbeitungsprozess unserer Interviewpartner:innen. Stattdessen begreifen wir den Raum, den wir durch eine konsequent offene Forschungshaltung und eine damit einhergehende narrative Gesprächsführung eröffnen, als potentiell bestärkend für unsere Interviewpartner:innen und als Möglichkeitsraum zur selbstbestimmten (Wieder-)Aneignung der eigenen Geschichte.

LITERATUR

- Abrams, Lynn (2016): *Oral History Theory*. London: Routledge.
<https://doi.org/10.4324/9781315640761>
- Baums-Stammberger, Brigitte Benno Hafener und Andre Morgenstern-Einzel (2019): „Uns wurde die Würde genommen“. Gewalt in den Heimen der Evangelischen Brüdergemeinde Korntal in den 1950er bis 1980er Jahren, Opladen, Berlin, Toronto: Budrich Unipress.
<https://doi.org/10.3224/86388810>
- Böhm, Bettina, Hans Zollner, Jörg M. Fegert und Hubert Liebhardt (2014): Child Sexual Abuse in the Context of the Roman Catholic Church. A Review of Literature from 1981-2013, in: *Journal of Child Sexual Abuse*, 23, Heft 6, 635-656.
<https://doi.org/10.1080/10538712.2014.929607>
- Dreßing, Harald, Hans Joachim Salze, Dieter Dölling, Dieter Hermann, Andreas Kruse, Eric Schmitt, Britta Bannenberg, Andreas Hoell, Elke Voß, Alexandra Collong, Barbara Horten und Jörg Hinner (2018): Sexueller Missbrauch an Minderjährigen durch katholische Priester, Diakone und männliche Ordensangehörige im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz. Projektbericht, Mannheim, Heidelberg, Gießen. Online:
https://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/diverse_downloads/dossiers_2018/MHG-Studie-gesamt.pdf
- Enders, Ursula (2018): Doppelter Verrat. Demütigende Aufarbeitung der Gewalt in Heimen der evangelischen Brüdergemeinde Korntal, 27.6.2018. Online als PDF:
https://www.zartbitter.de/gegen_sexuellen_missbrauch/images/Presse/Bericht_Korntal.pdf
- Frings, Bernhard, Thomas Großbölting, Klaus Große Kracht, Natalie Powroznic und David Rüschemschmidt (2022): Macht und sexueller Missbrauch in der katholischen Kirche. Betroffene, Beschuldigte und Vertuscher im Bistum Münster, Freiburg, Basel, Wien: Herder.
- Hoffmann-Riem, Christa (1980): Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 32, Heft 2, 339-372.
- Justke, Sebastian und Johanna Sigl (2022): Evangelische Spezifika? Die ForuM-Studie. Zur Erforschung von sexualisierter Gewalt und Machtmissbrauch in den evangelischen Kirchen, in: *Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH) (Hg.): Zeitgeschichte in Hamburg 2021*, Hamburg, 176-188. Online als PDF:
https://www.zeitgeschichte-hamburg.de/contao/files/fzh/pdf/FZH_Jb_2021_001-286.pdf

- Katsch, Matthias (2013): „Denkfigur Aufarbeitung“ – Vorgehensmodell für die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit dem sexuellen Missbrauch in Deutschland, Vortrag anlässlich des Hearings „Aufarbeitung – systematisch, umfassend, unabhängig“, am 30. April 2013 in der Berliner Akademie der Künste am Pariser Platz, Veranstaltungsreihe „Dialog Kindesmissbrauch – Forderungen und Perspektiven“ des Unabhängigen Beauftragten für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs. Online als PDF: https://sae0866c665b99f45.jimcontent.com/download/version/1542361908/module/8622296294/name/130513_Denkfigur_und_Text.pdf.
- Kavemann, Barbara (2016): Erinnerbarkeit, Angst, Scham und Schuld als Grenzen der Forschung zu Gewalt. In: Cornelia Helfferich, Barbara Kavemann und Heinz Kindler (Hg.): Forschungsmanual Gewalt. Grundlagen der empirischen Erhebung von Gewalt in Paarbeziehungen und sexualisierter Gewalt, Wiesbaden: Springer VS, 51-67. https://doi.org/10.1007/978-3-658-06294-1_4
- Loch, Ulrike (2008): Spuren von Traumatisierungen in narrativen Interviews [20 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 9, Heft 1, Art. 54, <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-08/08-1-54-d.htm>.
- Markowitsch, Hans J. und Harald Welzer (2005): Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Poelchau, Heinz-Werner (2018): Die Bedeutung der Forschung bei der Aufarbeitung und Bewältigung von sexualisierter Gewalt. In: Alexandra Retkowski, Angelika Treibel und Elisabeth Tuidler (Hg.): Handbuch sexualisierte Gewalt und pädagogische Kontexte. Theorie, Forschung, Praxis, Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 914-923.
- Poelchau, Heinz-Werner, Peer Briken, Martin Wazlawik, Ullrich Bauer, Jörg M. Fegert und Barbara Kavemann (2015): Bonner Ethik Erklärung: Empfehlungen für die Forschung zu sexueller Gewalt in pädagogischen Kontexten. Entwickelt im Rahmen der BMBF-Forschungslinie „Sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in pädagogischen Kontexten“, in: Zeitschrift für Sexualforschung, 28, Heft 2, 153-160. <https://doi.org/10.1055/s-0035-1553220>
- Rosenthal, Gabriele (2015⁵): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung, Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Rosenthal, Gabriele (2002): Biographisch-narrative Gesprächsführung: Zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. In: Psychotherapie und Sozialwissenschaft, Zeitschrift für qualitative Forschung, 4, Heft 3, 204-227.
- Schlingmann, Thomas (2015): Für ein neues Verhältnis von Wissenschaft, Praxis und Betroffenen. Anmerkungen aus der Perspektive eines forschenden, betroffenen Praktikers, in: Zeitschrift für Sexualforschung, 28, Heft 4, 349-362. <https://doi.org/10.1055/s-0041-109788>
- Terry, Karen J. und Jennifer Tallon (2004): Child Sexual Abuse. A Review of the Literature. In: John Jay College (Hg.): The Nature and Scope of Sexual Abuse of Minors by Catholic Priests and Deacons in the United States 1950-2002, New York, 152-285.
- Wazlawik, Martin und Bernd Christmann (2020): Forschungsdatenmanagement und Sekundärnutzung qualitativer Daten im Kontext der Forschung zu sexualisierter Gewalt – Expertisen aus methodologischer und forschungsethischer Perspektive sowie aus der Sicht von Betroffenen, in: Martin Wazlawik und Bernd Christmann (Hg.): Forschungsdatenmanagement und Sekundärnutzung qualitativer Forschungsdaten. Perspektiven für die Forschung zu sexualisierter Gewalt, Sexuelle Gewalt und Pädagogik, Bd. 6, Wiesbaden: Springer VS. 1-6. https://doi.org/10.1007/978-3-658-30047-0_1
- Wierling, Dorothee (2003): Oral History. In: Michael Maurer (Hg.): Aufriß der historischen Wissenschaften, Bd. 7: Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 17033, Stuttgart: Reclam, 81-151.
- Zippert, Thomas (2021): Sexualisierte Gewalt – und der Umgang der Evangelischen Kirchen damit, in: Pastoraltheologie, Monatsschrift für Wissenschaft und Praxis in Kirche und Gesellschaft, 110, Heft 10, 377-396. <https://doi.org/10.13109/path.2021.110.10.377>

Zusammenfassung

Der Artikel thematisiert Herausforderungen qualitativer Forschung im Kontext sexualisierter Gewalt, insbesondere bei der Erhebung von narrativen Interviews und den damit verbundenen Erwartungen auf Seiten der Wissenschaftler:innen und der Interviewpartner:innen. Grundlage der Analyse stellen die in einem Forschungsprojekt zu sexualisierter Gewalt in den evangelischen Kirchen in Deutschland erhobenen narrativen Interviews mit Betroffenen sexualisierter Gewalt dar, welche zwischen 2021 und 2023 von den Autor:innen des Beitrags geführt wurden. Anhand der Analyse des Materials und der Reflexion der Interviewsituationen greift der Artikel die unterschiedlichen Erwartungshaltungen und Perspektiven auf die Forschung auf und fragt nach ihrer Bedeutung für den Forschungsprozess. Ausgelotet dabei wird der Möglichkeitsraum für Empowerment der Betroffenen durch die Wissenschaftler:innen. Im Ergebnis wird ein Spannungsfeld konstatiert, das durch Forschung, Aufarbeitung und den impliziten Wunsch nach Empowerment der Betroffenen definiert wird.